

Else.

(Nachdruck verboten.)

5) Von Alexander v. Kielland.
Aus dem Norwegischen von Leo Bloch.

Es war frisch und kühl unter dem Wasserrad, und das einformige Geräusch der Schaufeln, welche herumplätscherten und die klaren Wasserperlen, welche vor ihren Augen tanzten, lockten sie in neue Träume, bis sie angerufen wurde. Sie stand mitten im Weg vor einem Diefen, der leuchtend aus der Lehmbahn mit einer schweren Last zur Ziegemühle kam.

Else ging über die langen Gänge, wo die Mauersteine wie Gefangene in den Gestellen aufgestellt waren — hoch über ihrem Kopf und weit, weit hinunter ganz bis ans Ende des Ganges, wo sie einige ganz kleine Menschen sich draußen im Sonnenschein bewegen sah.

Oben vom Dach, wo Lücken in den Dachziegeln waren, kam hin und wieder ein Sonnenstrahl, der einen langen, glänzenden Streifen schräg durch die Luft zog und einen runden Sonnenfleck auf den Boden machte.

Die Spaken, welche oben ihre Nester gehabt hatten, führten noch ihr sündiges Leben mit Schlägerei und Geschrei. Vom Gange nebenauf kamen die festen Schläge der Klopfer, welche die Mauersteine glatt schlugen, ehe sie getrocknet wurden; ein lustiger, junger Bursche sang weit ab ein weinerliches Liebeslied, während er arbeitete; und mitten in all dem ging das große Wasserrad und plätscherte so geduldig und einformig und drehte die Mühlen, daß sie knarrten.

Else hörte Stimmen und bog neugierig in einen Seitengang; da standen drei junge Burschen und formten Mauersteine. Ihre Augen hefteten sich schnell auf den, der am Formtisch stand und Thon in Formen klatschte.

Er mochte neunzehn, zwanzig Jahre alt sein; kohlschwarze Haare, welche über den Ohren leicht gelockt waren; große, etwas schwere Augenlider; aber als er nun von der Arbeit auf sah, heftete er ein paar dunkle — fast schwarze Augen auf Else.

Sie sah weg und wurde rot. Nie in ihrem Leben, schien ihr, hatte sie etwas so Hübsches gesehen. Er hatte einen ganz kleinen, dunklen Flaum unter der Nase; sonst hätte man den Mund gut für einen Mädchenmund halten können, so rot und weich war er. Else schien es mit einem Mal, das wäre der Mund, vor dem sie den ganzen Tag geträumt hatte.

Sie ging ein Stück weiter über den Gang, drehte sich aber um und näherte sich wieder auf den Behen. Da hörte sie einen im Seitengang sagen: „Ja, die mußt du doch kennen, Svend! — sie wurde ja ganz rot, als sie Dich sah.“

Svend lächelte; sie konnte zwischen den aufgestapelten Mauersteinen gerade seinen Mund sehen. Darauf strich er sich mit den nackten Armen über die Stirn, so daß er sich noch ärger mit Lehm beschmierte und sagte: „Das war ein verteuft hübsches Frauenzimmer!“

Das schien Floh unergleichlich teufelhaft, und sie fühlte sich stolz und geschmeichelt. Sacht schlich sie sich fort, um ihren Triumph in der Stille zu genießen.

Gleichwohl mußte sie schnell wieder zurück, aber nun läutete gerade die Mittagsglocke. Die Arbeiter strömten hinaus aus den Gängen und hinunter zur See, um sich vor dem Mittagessen etwas zu waschen, und ein kleiner Junge kam, um Else zu holen. Sie sollte mit Madam im Hause des Ziegelmeisters essen.

Am Nachmittag hatte Madam einige Krankenbesuche in den nächsten Gehöften zu machen, und Else sollte mitgehen. Aber sie zeigte sich so gedankenlos und ungeschickt, daß Madam böse wurde und sagte: es wäre besser, sie ginge ihres Weges.

Floh lächelte und lief gleich wieder hinunter nach der Ziegelei. Die Uhr war gegen vier. Sobald Svend sie sah, erklärte er, daß er für heute Schluss machen wollte. Die andern wollten, er sollte bis zur gewöhnlichen Zeit warten, aber er warf die Formen weg und ging, sich zurecht zu machen.

Die Kameraden knurrten, aber ließen ihn gewähren; sie wußten, er konnte einmal ebenso auffällig sein, wie für ge-

wöhnlich gutmütig, und außerdem war Bagabundenblut in Svend; das will sagen: er stammte von Zigeunern, und die zu necken ist gefährlich.

Als er sich nach einer Weile in reinem Kragen, blauem Tuchrock und rundem Hut Else vorstellte, hätte sie ihn fast nicht wiedererkannt. Sie war ganz überwältigt von seiner Schönheit. Gleichwohl merkte sie bald, daß er klogiger und bäurischer war, als sie geglaubt hatte, und es dauerte nur wenige Minuten, so fühlte sie sich ihm ganz überlegen.

Nachdem sie ihn nach verschiedenen Dingen gefragt hatte, erbot er sich, ihr alles auf dem Werk zu zeigen. Und nun fing er auf einmal an mehr zu reden, ja, er lachte ein paar Mal über sie, wenn sie gar zu dumm war.

Sie gingen nun zusammen durch die langen Gänge, während er ihr alles, was sie sahen, erklärte, selbst auf den Ofen führte er sie, damit sie auf die glühenden Mauersteine, welche gerade gebrannt wurden, hinunter sehen konnte.

All das amüsierte Floh, gleich als ob heute alles spaßhaft wäre. Bloß schon an seiner Seite zu gehen und ihn reden zu hören, war ein Vergnügen, und daß sie nicht einmal die Hälfte von dem verstand, was er ihr erklärte, das paßte gerade in diesen merkwürdigen Tag mit all den neuen Eindrücken und neuen Träumen.

Aber dann kam wieder der Bote zu Else. Madam Späckbom war fertig und wollte zur Stadt. Da blieb nichts übrig, als zu gehorchen. Floh schleppte sich zum Hause des Ziegelmeisters, wo Madam schon in der Gig saß.

„Komm jetzt, Else!“ rief sie ungeduldig, „die Uhr geht auf sieben, wir müssen bei Tag zu Hause sein.“

Floh faßte Mut und sagte: „Darf ich nicht nach der Stadt gehen? Es ist ja schönes Wetter.“

Madam Späckbom sah Svend und lächelte: „Aha — Du hast wohl gute Begleitung, kann ich mir denken, — ja, ja, da mußt Du auf Dich selbst achten, Else, aber komme nicht zu spät heim.“ — damit fuhr Madam fort.

Sie war eine sehr liberale Dame — die Madam Späckbom; und sie fand nichts Schlimmes dabei, daß die jungen Leute an dem schönen Abend zusammengingen; außerdem gefiel ihr Svends Gesicht.

Die beiden jungen Leute gingen also längs der See, während Madam den direkten Weg nach der Stadt nahm. Floh war froh über ihr Glück; aber als sie dann, ein wenig kokett, Svend fragte, ob er sie zur Stadt begleiten wollte, antwortete der Floh: „Das kann ich schon.“

Dadurch fühlte Floh sich etwas verlegt, sie war an galantere Kavaliere gewöhnt. Aber er gewann wieder ihre ganze Gunst, als er über den Zaun in den Garten des Glödnars kletterte und für sie eine Rose stahl von einem Busch, den man vom Hause aus nicht sehen konnte.

Es war eine ganz einfache, hellrote Gartenrose, welche noch nach der eigentlichen Blütezeit daranhing. Aber sie hatte trotzdem einen Duft — Rosenduft, wie er mit in ihre Träume gehörte.

Und während sie in diesem Duft an seiner Seite ging, fühlte sie wieder einen überwältigenden Drang zu danken, jemand ihr Glück mitzuteilen. Sie wollte sich an seinen Hals werfen, ihn küssen, die unglaublichsten Dummheiten machen; aber er ging ein Stück von ihr und sah so kalt und ernst aus, daß sie sich schämte.

Gleichwohl quälte er sich ebenso. Er wollte so furchtbar gern, daß sie sich in das Heidekraut setzen und zusammen schwagen sollten, aber er wagte nicht, es vorzuschlagen.

Um die Mittagszeit hatte ein leichter Seewind geweht; aber am Abend war es wieder windstill. Die Bucht lag so glatt wie ein Spiegel mit blanken Ringen, wo gerade ein Vogel untergetaucht war, oder mit langen Wellenstreifen hinter einem Fischerboot, welches in den Sund sollte, um nach Dorschen zu suchen.

Man hörte weder Vogelgezwitscher noch sonst irgend einen Ton; aber eine weiche, verführerische Stille, in der man sich verbergen konnte, um jemand etwas zuzusüstern, was keiner hören sollte.

Else hatte wieder das Gefühl, als ob sich ihre Brust erweitern wollte. Sie ging über ihre Nase gebeugt.

Und während sie so gingen, näherten sie sich einander

nach und nach; schließlich gingen sie so dicht bei einander, als nur möglich; sie sprachen nicht mehr, sondern atmeten kurz; sie stolperte und griff nach seinem Arm; er presste ihre Hand an sich, und so gingen sie einige Schritte, ohne von sich selbst zu wissen.

Aber ein Wagen kam hinter ihnen schnell über den Hügel herunter. Der Kutscher rief sie an, und sie sprangen ein jeder nach seiner Seite.

Es war Konjul With, welcher aus seiner Ziegelei zurückkam. Als er Else sah, ließ er den Wagen halten, sprang heraus und nahm sie bei der Hand: „Guten Abend, kleine Jungfer! Sie wollen gewiß zur Stadt; kommen Sie und fahren Sie mit mir!“

Else wollte Einwendungen machen; aber er hob sie fast in den Wagen. Sie erkannte gleich den reichen, vornehmen Konjul With und genierte sich halb, Widerstand zu leisten, halb kam ihr vielleicht auch der Gedanke, welch eine große Ehre es wäre, in seinem Wagen zu fahren.

Aber als sie davon fuhr, erschrad sie. Sie konnte nur noch einen Schimmer von Ewend sehen, der verloren am Begrände stand; da fuhr der Wagen einen neuen Hügel hinunter, und er war weg.

Außerdem hatte sie genug mit dem Konjul zu thun, der seinen Arm um ihren Leib legte und sie auf den Hals küssen wollte.

Floh war an dergleichen gewöhnt und auch daran, sich das Mannsvolk vom Leibe zu halten. Aber dies hier war eine ganz andere Sache. Sie konnte doch Konjul With, den die ganze Stadt grüßte, und der so fein war, nicht puffen.

Uebrigens war er so alt — schien es ihr; und schließlich war sie so angegriffen und erregt von diesem langen Tag mit den vielen neuen Dingen; es vermischte sich ihr alles; sie empfand nicht klar, wer es war, mit dem sie in dem dunkeln Wagen saß; die ganze Zeit dachte sie an Ewend, und alles verwirrte sich ihr, so daß sie sich beängstigend glücklich und müde fühlte.

Konjul With wohnte im Sommer in einer Villa unten am Fjord. Er ließ den Kutscher in den Hof fahren, stieg aber mit Else an der Gartenthür aus. Sie wollte ihm nicht hinein folgen, aber er ergriff sie an der Hand.

„Ach — meine Rose!“ rief Else; er hatte alle Blätter abgerissen.

„Komm nur, Du sollst so viel Rosen haben, als Du willst“, flüsterte er und zog sie mit.

Es war ganz dunkel in dem schmalen Gang zwischen den Büschen, wo er sie vorangehen ließ.

Sie bat ihn, er sollte sie heimlassen — noch halb ehrerbietig; aber er antwortete bloß mit einem Scherz.

Ganz oben am Hause standen einige seltene gelbe Rosen. Der Konjul sah zum Fenster hinauf, schlich sich heran und schnitt sie alle mit seinem Taschenmesser ab.

Else bekam die Hände voll; sie mußte ja danken, sie waren so wunderschön selbst im Halbdunkel, und sie hatten einen eigentümlichen, feinen Duft, den sie noch nicht kannte, — es waren Rosen, und es waren doch nicht ihre Rosen.

Aber als er eine kleine Thür auf der Hinterseite des Hauses öffnete, durchfuhr sie der Gedanke, daß das höfe ablaufen müßte. Sie wollte davon laufen, aber er faßte sie schnell um den Leib, zog sie hinein und schloß die Thüre ab.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Das Naturgesetz der Wanderungen, das unsere mit weltpolitischen Vorbeerblickten wohl marinierten Professoren aus den Stettern ihrer Ideenkontinuität emporkommen, um für die von Krupp und einigen seiner Geschäftsfreunde dringend gewünschte Schlachtflothenverdoppelung die erforderliche animierte Stimmung hervorzurufen — das Naturgesetz der Wanderungen herrscht jetzt in der That allgewaltig. Aus dem Westen und Osten, vom Norden und Süden steigen die Mütter, und manchmal auch die Väter herab, stauen sich in den Centren Berlins und verteilen, wie es Herr v. Bülow befohl, die Welt — der Industrieprodukte. Bei dieser Völkerverwanderung wurde sogar ein neues menschliches Talent entdeckt: Dank der Zuverlässigkeit der Großen Berliner Straßenbahn-Verwaltung gewähren die Menschen mit großer Bewunderung in sich die ungeahnte Fähigkeit, selbst bei Schnee und Frost zu Fuß gehen zu können — zum erheblichen Vorteil der auf dem Wege in Lichtschimmernden Spinnwehen dem Raubraub obliegenden Geschäftseute.

Als ich ein Knabe war, fixierte ich mit meinen Kameraden in diesen ahndevollen Tagen und Abenden vor der Weihnacht, durch

die damals noch milder schwebelisch starrenden Straßen Berlins. Die Kunst der Schaufensterdekoration war damals noch in den ersten Anfängen, und die gläsernen Niesensflächen, hinter denen der Glanz bunter Waren heute lodt, entsprachen noch ungefähr dem Begriff eines Fensters, während sie heute wie durchsichtige Gebirgswände prozen, die Panoramen von Brunt und Land gegen die begehrtlichen Hände abwechseln. Und heute möchte auch die Lieberfülle der Schaufensterlammen jene Weihnachtswelt verbleiben, der sich unsere noch von der Reugier nach märchenhaft verschleierte Welt herrlichkeiten erfüllten, jungen drängenden Herzen hingaben. Das müßte jetzt schon ein größtewahnsinniges Kind sein, das sich an unsere Kinderunterfangen wägte, die Gesamtheit der ausgestellten Schätze sich anzueignen. Das Zuviel der heutigen Gabenberge verwehrt selbst den Wunsch, das alles zu besitzen. Wir aber durften noch, ohne allzu unbedeuten zu sein, die in den Schaufenstern sich breiten Dinge uns erwerben und brüderlich unter uns verteilen — ohne mehr als höchstens zwei gute Groschen in der Tasche zu haben — kleine unschädliche Raubknappen, deren quellender Reichtum in der Kraft des ungebrochenen, schrankenlosen Begehrens lag, das durch keinen Gedanken an wirklichen Besitz entweiht war.

Je länger wir unsere unschuldigen Plünderungstriebe ausdehnten, desto wählerischer wurden wir. Wir hatten Mühe, uns nur all des bereits angelegenen Gutes zu entledigen, um Raum für die Neuerwerbungen zu schaffen. Ich entsinne mich, daß ich bei dieser Weihnachtswanderungen wohl ein paar Dugend bereits in der Vorstellung erstandener Notwendiger Stück für Stück wieder wegwerfen mußte, weil ich immer schönere, didere und größere gewahrte. Und mit den Federläsen stand es ähnlich, von den wundervollen Maschinen, magischen Laternen und Marzipanlöschen ganz zu schweigen. Und wenn wir uns dann schließlich in endgültiger Auswahl für das Allerfeinste und mübertrefflich Prachtigste entschieden hatten, dann gingen wir, die großmächtigen schweren Paete federleicht im Gemüt tragend, auf den Weihnachtsmarkt und erstanden für einen wirklichen Groschen einen wirklichen Hampelmann und für einen wirklichen Scher ein wirkliches Palet zähester Pfefferkuchen. Es gab eigentlich nur noch ein Schöneres, wenn ich mir einmal auf der Eisbahn jenes süße Wasser leisten konnte, das man in dem Optimismus eines sonnigen Wintertages für Glühwein hält — ein Pfandluchen mußte sich natürlich hinzugesellen.

Ich weiß nicht, ob die Kinder immer noch auf diese Weise herrliche Weihnachtseinkäufe besorgen, aber ich möchte es hoffen, daß man das Glück des unwirklichen Besitzes noch ein wenig empfindet — freilich gehört dazu die Sorgenlosigkeit eines in behaglichen Umständen aufwachsenden Kindes, dem nicht die finstere Not täglich stündlich die verzweifelte Lehre in das Bewußtsein tätowiert, daß es Dinge auf der Welt gäbe, ganz nah und leicht zu greifen, die doch für die von Geburt an Gezeichneten und an die Kette Geschmiedeten nimmermehr erreichbar sein würden. Wir Glücklichen hielten es für selbstverständlich, daß, wenn wir erst „groß“ wären, die glänzenden Waren mit leichter Mühe auch wirklich uns beschaffen könnten, wenn wir nur wollten. Die Kinder des Proletariats lernen frühzeitig, die fürchtbare Bucht des Rimmermehr, die Qual des Ewig-Ausgeschlossenseins verstehen. Darum können und — dürfen sie nicht unbefangen mit dem gankelnden Gedanken eingebildeter Besitz der wilden Hunger betäuben.

Ich veruche mir auch heute noch manchmal, jene lustigen Gemüthe der Einbildung zu bereiten. Aber es gelingt nicht mehr. Die Wunschmuskel sind erschlafft. Höchstens daß Werte der Kunst und des Künstlergewerbes stündlich das alte Spiel aufleben lassen. Als ich neulich Klingers Amphitrite in einem Kunstsalon sah, da erlaub ich das marmorine Gebild sofort, richteile in meinem Arbeitszimmer eine passende Ecke zur Aufstellung her und quälte mich mit schweren Sorgen, wie sich das zerbrechliche Wert transportieren ließe, wenn ich einmal umzüge. Es störte mich nicht im mindesten in meinen Besitzwonne, daß irgend ein schuftiger Millionär für einige dreißigtausend Mark die Amphitrite mir bereits vor der Nase wegelaufen hatte. Ich hatte mein Weihnachtsgeschenk und versenkte mich tief beglückt in das Anschauen des Werks, wie es in der Ecke meines Zimmers herrlich sich enthüllte, fühlte die dunklen Fernsichtungen auf mir ruhen, glitt zärtlich über die goldenen Lichtstrahlen ihres Haars, und sah das kristallhelle Blut unter der schimmernden Haut des aus dem feuchten Gewande aufblühenden Leibes leise bebend und schwellend rinnen — alles in meiner von Zeitungsmanufaktur erfüllten Stubenecke und alles kraft der Weihnachtseinkaufsphantasie.

Aber sonst verstaft das Vermögen, sich an Einbildungen zu sättigen. Die Wünsche sind erloscht und die im Dämmer zahnende Lebensneugier ist befriedigt, kein Wunderbares mehr erwartend. Nicht eignet sich meine Vorstellung mehr die Herrlichkeiten hinter den gleichenden Schaufenstern unbefangen an — das Schaufenster wird mir nur zur verführenden Larve Deiner grausigen Frage, als wirklicher Schaufensterdekorateur schlüpft aus dem eleganten Plommit der Herr der Welt: das Glend, und vor den erstarrten Augen wandelt sich das bunte Stillleben, das aus der glühenden Frucht der Arbeit fließt, in ein blutiges Kampfgemälde.

Man liest es jetzt auch, dem Publikum durch das Schaufenster die schaffende Arbeit selbst vorzuführen. In Nähmaschinen-Handlungen sieht man junge Fräulein eifrig das Triebwerk treten, und in anderen hellerleuchteten Sälen kann man von der Straße aus

adrette Schreibmaschinistinnen bei der eifrigen Kellame-Arbeit beobachtet. In weißen Schürzen baden Konditoren vor den Augen des Publikums allerlei Backwerk, und eine schmutzige Maschine bereitet im Schaufenster die Schokoladenmasse, aus der die Pralines geformt werden. O, wie appetitlich, wie leicht, wie gesund ist doch die Arbeit. . . . Aber warum nur diese kleine paradiesische Auslese aus der Hölle der Industrie. Fort mit den toten leuchtenden Produkten aus den gläsernen Särgen, die die Strahlen säumen, die Schöpfer zeige man uns, sie alle, deren Arbeit die Wunderwerke geschaffen, nicht nur den einen ledernen Zuderbäder.

Und in den Schaufenstern erlöschten die Glühbirnen, es verschwanden die Berge von Seide, Linnen und Wolle, die Gläser und Vasen, die Puppen und Bleisoldaten, die Bronzen und Wäcker. Männer und Weiber und Kinder, in schmutzigen Kleidern, in Schweiß und Staub gehüllt, sahen wir statt dessen an den leuchtenden Maschinen arbeiten. Wolken von schwarzem Rauch und etelhaft fadenem Wasserdunst lasten über ihnen. Aus glühenden Öfen lodern Flammen empor, und giftige Gase quellen überall hervor. Zu einem wüsten rasenden Getöse ballt sich der Lärm der Maschinen zusammen: Es hämmert, faucht, pfeift, zischt, knarrt, dröhnt. Hier stinkt ein Mensch ohnmächtig nieder, ein anderer tritt auf ihn, und weiter braust der Spint — endlos . . . glühdlos . . .

Die Weihnachtswanderer draußen, die eben noch die küsternen Augen in der Pracht der Schaufensterschätze badeten, suchen erschreckt zu fliehen, schauernd vor der grausen Verwandlung. Aber das fürchtbare Bild lähmt sie. Und siehe, jetzt sprengen die drinnen das Glas, die stuten heraus auf die Straße, die Maschinen erstarren, der Lärm verstummt, die Erde bebt in den Angeln, der gewaltige Schaufenster-Dekorateur, der aus Hunger und Qual den blendenden Tand erlogen, konnandierte seine Mannen, der Weltbrand heftig . . .

Blüde Gaulelei! Die Menschen drängen sich noch immer vor den leuchtenden Warenhäufen, an den Preiszetteln die Willigkeit bestaunend. Der appetitliche Konditor und das adrette Maschinenfräulein verkörpern immer noch allein in in das Schaufenster gezeichnete Arbeit. Das Prinzip dieses Anschauungsunterrichts wird nicht verallgemeinert. Die Ware herrscht im Glanze und ihr Schöpfer verkommt im Dunkel.

Ich fahre heimwärts. An den Scheiben des Vorortzuges glitzern die Eisblumen, und die kleinen runden gebudelten Fleckschilder, die unter den Fenstern sich befinden, sind mit einem zierlichen Reifhauch überzogen; selbst ein königlich preussischer Vorortszug wird unter dem Zauber von Schnee und Frost poetisch. Wenn draußen in der Nacht ein Licht sich naht, leuchten die Eisblumen phantastisch auf; wie ein Sonnenland erhebt es sich aus dem Nichts, ein weitverästelt Palmengewirr erschließt seine Blätter, ein üppiger Traum aus dem Morgenland.

Mein Nachbar mag wohl kein Auge für die Pracht der Eisblumen haben; erst versucht er sie mit dem Atem aufzutauen, dann kratzt er mit den Nägeln die schönsten Blüten ab; er will die Gegend erkennen, um nicht an der Station vorbeizufahren.

Die zerföhrten Eisblumen wachsen nicht wieder in den paar Minuten, die ich noch im Zuge verbleibe. Und weil ich sie nicht mehr sehe, philosophiere ich über sie, und die Eisblume wird mir zum Gleichnis. Sind nicht all die schimmernden Blüten unserer Kultur Eisblumen, Werke der lödenden Kälte, in der die Massen mit mühenden Händen die kristallinen Fäden sägen, zur Augenweide für die, so drinnen in der Wärme geborgen sind? . . .

Joc.

Kleines Feuilleton.

b. o. Die Rückkehr. (Nachdruck verboten.) „Versuch's doch einmal, versuch's doch!“ bat die Frau. Sie ging mit dem winnenden Kinde auf und ab, blieb vor dem am Fenster sitzenden Mann stehen, wippte auf den Hüften, um das Kind zu wiegen, und wiederholte: „Versuch's doch einmal. . . . Bloß noch dies eine Mal. . . . Nädels haben Dich doch immer als einen ihrer tüchtigsten Arbeiter gelobt. Du hast ja auch mehr Lohn bei ihnen gehabt, als alle die andern. Daran kannst Du doch sehen, daß sie Deine Kraft zu schätzen wußten. . . . Und was ist denn auch dabei, wenn Du bei ihnen wieder um Arbeit fragst? Sie schenken Dir doch nichts. Und hier kriegst Du doch sonst keine Stellung weiter. Bei Gurlin haben sie keine Arbeit mehr für Dich. Andere Schlossereien und Maschinenfabriken sind doch nicht in unserm Rest. Und wenn wir nun wirklich nach Berlin wollten — wir haben keinen Pfennig Reisegeld. Was haben wir denn noch zum Verkaufen? Die paar Möbel . . . na, die möcht' ich doch nicht weggeben. Und Wäsche, Kleider — alles ist ja schon verjezt. . . . Du versuchst es wenigstens noch mal bei Nädels?“ In ihren etwas ärgerlichen Ton kam ein wenig Schmeichelei.

Der Mann blieb ruhig am Fenster sitzen, mit den geballten Fäusten an den Schläfen. Mit zusammengekniffenem Munde sah er hinaus auf die Straße, wo Kinder mit rot gefrorenen Gesichtern um die Torfwagen jagten. Aus dem Gasthaus, vor dem die Wagen hielten, schallte das laute Gespräch der Bauern. Sie hatten den Markt besucht und wärmten sich nun in der Gaststube. Ihr lautes Beisen störte die Stille der kleinen Stadt, die heute nach dem Marktlärm deutlicher hervortrat, als sonst.

Der Mann hörte und sah jedoch nichts von allem; die Falten auf seiner Stirn zogen sich immer mehr zusammen, seine Augen glitten suchend mit leerem Blick über die gegenüberliegenden Häuser.

Die Frau hatte ihn still beobachtet. Sie trat einen Schritt näher und wiederholte wärmer und dringlicher: „Geh doch mal, versuch' es wenigstens noch mal!“

Er wendete sich um und schrie fast, die Hände zusammenschlagend: „Ich krieg's nich' fertig, ich krieg's nich' fertig!“ Und wie wenn ihn dieser jähe Ausbruch beruhigt hätte, sagte er, vor sich auf die Knie stürzend: „Da hab' ich mich erst gefagt, ich geh' nie wieder in die Bude, wo der Alte gequatscht hat von Spitzbüberei und vom Verschleppen des Werkzeugs. . . . Ree, nee! Ich geh' auch nicht mehr!“ Er atmete eine Weile schwer. . . . Und . . . und wo ich gefagt habe, er soll doch einen Bestimmten nennen, oder soll Hausjudung halten lassen . . . er soll nich' immer so in die Luft rum schwagen . . . was hat er da gethan? Ja, solch Standal käme uns wohl recht. Aber das pagte ihm gerade, aufs Geräht zu gehen. Wo er so erregbar sei und sich einen Schlagsanfall holen könne. Ja, das möchten wir wohl. Im übrigen könne sich ja jeder das zu Gemüte ziehen. Er wolle keinen direkt beleidigen. Das siele ihm gar nicht ein. Ja, sagte ich, wenn er keinen nennen könne oder wolle — dann hätte er eben auch keinen Grund dazu. . . . Aber er hörte nicht auf mit seinem Gebrummel. . . . Und in solche Bude soll ich wieder zurück? In solche Bude? . . . Ree, nee, Martha! Es geht nich', es geht nich'!“

Er machte wieder eine Pause, beugte sich vor und stützte die Ellenbogen auf seine Knie: „Da jeden Morgen so hinein gehen mit dem Gefühl: Hier giltst du für einen Dieb, für einen Lumpen. Und fortwährend die Blide und Redensarten! Und wenn man zu Mittag geht und Feierabend macht, wie sie einen dann mit den Augen so mißtrauisch betrachten, förmlich untersuchen mit den giftigen Blicden. Und da Stunde für Stunde arbeiten, am Schraubstock stehn! Da soll man Lust haben zum Schaffen, da soll einem so recht was gelingen. . . . Ree, nee, es ist ja gar nicht daran zu denken, gar nicht!“

Er richtete sich auf und ging in dem schmalen Zimmer auf und ab. Sein Gesicht hellte sich auf und sein gebeugter Rücken wurde nach und nach gerade. „Siehst Du, Martha“, sagte er, und es lag wieder mehr Mut und Zuversicht in der Stimme; „siehst Du, das wäre doch kein Leben. Da würde ich nie recht froh sein und . . . hier zu Hause . . . na, das würde denn schließlich auch nicht mehr so bleiben, wie es jetzt ist.“

Während er sprach, hatte sie sich auf dem Stuhl am Fenster niedergelassen. Jetzt sagte sie fast weinend: „Und was soll denn aus mir und den Kindern unterdeß werden, wo Du fort bist? Weißt Du denn, ob Du in Berlin gleich Arbeit bekommst? Und Nädels braucht doch jetzt Leute. Das hat Dir doch gestern sein Schwager gesagt.“

„Aber ich hab' doch geschworen, nie wieder in die Bude zu gehen!“ antwortete der Mann verzweifelt. Er blieb mitten in der Stube stehen. „Begreift Du denn gar nicht, was es heißt, wenn ein Mann sein Wort bricht, das er sich selbst gegeben hat? . . . Ach, ich müßte mich ja ansputen, verachten, ansputen!“ stieß er zwischen den Zähnen hervor und wanderte wieder im Zimmer auf und ab.

„Ach was! Geschworen!“ sagte sie wegwerfend. „Was haben arme Leute zu schwören? Ueberhaupt . . . in solchen Sachen kann man nicht immer halten, was man schwört und sagt. Das wird auch gar keiner verlangen von Dir.“

„Aber ich verlange es von mir. Jäh!“
„Und was wird aus uns dabei? . . . Und Du kannst ja auch gar nichts verkaufen. Silbermanns lassen doch kein Stild Möbel aus dem Hause, wo Du ihnen noch zwei Monate Miete schuldig bist. . . . Und dann sitz ich hier . . . mit den Kindern. Sie klagen so schon, daß sie immer nicht satt werden. Wenn ich doch wenigstens was arbeiten könnte. Aber . . . meine Brust . . . ach, das thut so weh. . . immer vom Nähen.“ Sie hustete und weinte leise.

Der Mann stand ihr gegenüber an die Wand gelehnt: „Arme Martha; arme Martha!“ flüsterte er leise. Und als sie sich nach einem Weilschen die Thränen aus den Nasenwinkeln wischte, ging er zu ihr und strich ihr mit zitternden Händen über das Haar. Sie lehnte ihren Kopf gegen seine Hüfte und wiegte auf den Knien das Kind, das sich heiser geschrien hatte.

Dann ging er wieder auf und ab. Sein bleiches Gesicht sah gespenstisch aus dem Hintergrund des Zimmers, in dem die röllige Dämmerung des lauren Wintertages erlosch.

Und als er seine Frau wieder weinen hörte, sagte er mit zerrißener Stimme: „Ich geh' schon — ich geh' schon.“

Seine Schritte tappten schwer über den Steinflur. Sie wunderte sich, daß es in ihr gar nicht licht und froh werden wollte, als sie ihn dahingehen hörte. Sie empfand gar keine freudige Gemüthsruhe, daß sie ihren Willen durchgesetzt hatte. Erschreckt blieb sie auf dem Stuhl sitzen, als sie ihn hastig die Straße hinab eilen sah. —

Mußt.

Wenn man versuchte, alle musikalischen Konzerte — abgesehen von den Unterhaltungskonzerten — zusammenzuzählen, die jetzt zu Berlin stattfinden, mittägliche wie abendliche, weltliche wie kirchliche, so würde man voraussichtlich einen wöchentlichen Durchschnitt von gut 40 Aufführungen herausbekommen. Sie alle zu besuchen, ist für einen einzigen Musikreferenten selbst dann unmöglich, wenn er nicht auch noch „Oper hat“, und wenn er den so häufig bewährten und manchmal doch hinwider als gefährlich erwiesenen Grundbesatz

sich bei den meisten Konzerten mit ein paar Programmnummern zu begnügen und durch dieses Mittel an einem Abend in drei Konzerte rasen zu können. Also bleibt nichts übrig als aus jenen 3 bis 4 Dutzend eine erge, unter Umständen durch Opernbetrieb noch mehr verengte Auswahl zu treffen. Das führt aber schon eine erste schwierige Aufgabe herbei: die, von allen jenen Konzerten sich vorher in Kenntnis zu setzen — was denn auch mit Hilfe von Juxteraten, Plakaten- und Schaufensterstudium geschehen muß, freilich ohne Garantie der Vollständigkeit. Nun aber die zweite Schwierigkeit: voranzuhaken, welches halbe Dutzend aus jener Fülle sich eines Besuchs und eines Referates würdig erweisen wird.

Würdig — auch Schlechtes muß mitgenommen werden, sofern es charakteristisch ist. Und dann: wie weit verdienen die reifen, unzweifelhaft wertvollen, erfolglicheren Leistungen, wie weit hinwider die unreifen, zweifelhaften, nach Erfolg ringenden und darum einer Rücksicht erst recht bedürftigen Leistungen, daß sie zum Anhören ausgewählt werden? Man hat endlich die Wahl getroffen, geht hinein und bedauert schließlich, sich darauf eingelassen zu haben. Man überträgt aus irgend einem Grunde ein Konzert einem guten Freund, und siehe da: er bringt gute Kunde heim. So ging's mir in den letzten Tagen: er traf auf einen grünen und ich auf einen halbblauen Zweig. Er war in dem Konzert von Elise Moest-Schöck und ich in dem von Emmy Palmar. Dort soll — wie ich nun als der halb Heringefallene zu hören bekam — die Sängerin den erreichten Beifall redlich verdient haben: Ein umfangreicher Mezzosopran (Steinweg's Sopran), der jedenfalls eine gute Schule aufzuweisen habe. Kleine Mängel, wie eine nicht immer richtige Atmung und ein Hinaufziehen des Kehlkopfes, wodurch wohl auch manche hohen Töne gequält herauskommen und die Unausgeglichenheit einzelner Töne der Mittellage seien bei der Intelligenz der Sängerin noch leicht auszugleichen; vielleicht müßten sie der Aufgeregtheit zugeschrieben werden, in der sich die Sängerin — zumal am Anfang — befand. Mein Gewährsmann ist überzeugt, daß sie uns durchaus noch nicht „ihr Ganzes“ gegeben hat — hoffentlich thut sie es bald. Vortrag: warm und temperamentvoll und frei von aller „Madé“. Mehreres mußte wiederholt werden, darunter Hans Pfitzner's so fein stimmungsvolle Lieder „Frieden“ und „Frühlingsabnung“. Herr Pfitzner begleitete alle Lieder mit künstlerischem Empfinden und poetischer Feinheit. Eine mitwirkende Geigerin, Katharina Victor, zeigte zwar manches technische Können und gute musikalische Veranlagung, allein nicht das, was man für ein öffentliches Konzert beanspruchen kann; bei ihrer großen Jugend sei jedoch noch vieles zu erhoffen.

Wir blieb, wie gesagt, der Vereinsfall. Man ist längst daran gewöhnt, daß die meisten von unseren Sängern in der Höhe schrill singen. Emmy Palmar thut dies ganz besonders, bis zum Kreischen; und namentlich einige Vokale, wie namentlich das e und auch das a, sind im forte schier unerträglich. Ihr piano ist beträchtlich besser; hier klingen auch schwierigere Vokale wie das i selbst in der Höhe gut. Auch unruhig sind die Töne in der Höhe, zumal wenn die Sängerin lebendiger oder gar dramatisch werden will. Dagegen ist die Tiefe recht wohlklingend, die ganze Stimme recht biegsam, die meisten Vokalanfänge weich, die Aussprache gut, der Ausdruck des Duftigen, Heimlichen (besonders in einigen Liedern von R. Strauß) anerkennenswert. Ein bloßes Fortsetzen der Stimmschulung wird hier allerdings nicht genügen; es muß in der Hauptsache von vorn angefangen werden; und die paar Fälle von unreiner Intonation, die aufregungsreiche Atmung und die Unvollkommenheit des Trillers verlangen ebenfalls gründliche Korrektur. In dem, überhaupt interessant zusammengestellten Programm fielen auf: eine Arie des alten Pasquello aus seiner Oper „Proserpina“, beachtenswert durch ihre Veredlung von Melodie und dramatischem Ausdruck und durch ihre weiten Intervallsprünge; dann drei alt-bretonische Volkslieder, schwermütig, aber auch von ausdrucksvoller und charakterisierender Lebendigkeit. Bei den neu-französischen Texten und bei der vorliegenden Bearbeitung ist freilich das eigentlich Volksliedmäßige nicht verlässlich genug herauszufinden. —

Psychologisches.

k. Zur Psychologie des Lachens hat der französische Gelehrte Dr. Roulin eine Reihe von interessanten Untersuchungen angestellt, deren Ergebnisse sich folgendermaßen zusammenstellen lassen: Das Lachen entsteht durch ein Uebermaß nervöser Energie, die, um sich auszugleichen, gewisse Gesichtsmuskeln, insbesondere den großen Zochbeinmuskel, zusammenzieht. Diese Muskeln sind nur beim Menschen deutlich ausgebildet, aber auch die Katze, der Hund und nach Buffon auch das Pferd, scheinen im Spiel mit ihm eine gewisse Partizipation auszubilden zu lachen. Darin hat beobachtet, daß ein junger Schimpanse unhörbar lachte, wenn man ihn kitzelte. Bei den neugeborenen Kindern sind die Lachmuskeln noch nicht sehr ausgebildet. Erst nach 45 Tagen fangen die Kinder an zu lächeln, das untere Augenlid fällt sich, das Auge glänzt und die Mundwinkel verlängern sich. Indessen drückt dieses Lächeln noch nichts aus, erst später wird es eine Sprache und führt zu einem Ausdruck der Partizipation, die beim Kinde nach der Furcht und dem Joren in die Erscheinung tritt. Erst wenn das Selbstbewußtsein sich entwickelt, drückt das Lachen rein das Vergnügen aus, das aus den mannigfachen Gründen entstehen kann, dann aber immer aus einem

Ueberfluß an Kraft entspringt. Oft bedeutet aber das Lachen auch gar nichts, sondern wird zu einem bloßen Reiz ohne Beteiligung der Seele. Es kann durch Elektrisieren, Kitzeln usw. hervorgerufen werden. Wenn Dabhi Lachgas eingeatmet hatte, brach er jedesmal in ein Gelächter aus. Die Opiumraucher haben ein idiotisches Lachen auf den Lippen. Die Haschischesser brechen in die lärmendste Freude aus, sie sprechen mit großer Geläufigkeit, begleiten ihre Reden mit schnellsten Gesien und lautem Gelächter. Das Lachen ist auch das erste Symptom der allgemeinen Lähmung. Es zeigt sich in unwillkürlichen Anfällen bei einseitiger Lähmung, und es ist ebenso mit der Hysterie verbunden. Was die Epilepsie anbetrifft, so ist die Nechlichkeit der Anfälle mit einem Lachanfall verknüpft, daß letzterer nur eine abgeschwächte Form der ersteren zu sein scheint. Ebenso ist das Lachen charakteristisch für die verschiedenen Formen des Wahnsinns. Der akute Wahnsinn ist durch ein idiotisches Grinsen bezeichnet, der chronische Wahnsinn durch ein glückliches Lächeln. Sogar die Melancholiker haben Krisen tollen Lachens. Die chronisch Tobstüchtigen winden sich in unwillkürlichen, nicht zu unterdrückendem Lachen, und der Idiot kommt auf den Punkt zurück, wo das Kind angefangen hat: er lacht immer und ohne Veranlassung. Das Lachen ruft jedoch seinerseits die Freude hervor. Die Wahnsinnigen werden glücklich durch das Lachen, und die Zeit ihrer Krankheit ist für sie die schönste Zeit ihres Lebens. Darum kann das künstliche Lachen als Heilmittel dienen. Haschisch beruhigt die Zornanfalle der Tobstüchtigen; bei diesen stellt sich nach seinem Genuß Lachen ein, die Kranken verbergen ihren Kopf in den Händen, um „von ganzem Herzen lachen zu können“ und schlafen ruhig ein. Daraus kann man also auch praktische Folgerungen ziehen. Man sollte für Wohnräume nur heiter stimmende Tapeten wählen, am wirksamsten ist rot. —

Humoristisches.

— Gewissenhaft. Der Chef tritt aus seinem Arbeitszimmer ins Comptoir. „Blasi“, sagt er zu dem Ausgeber, „gehen Sie sofort zu Herrn Kommerzienrat Meier und sagen Sie einen schönen Gruß von mir.“

In diesem Augenblick tritt ein naher Geschäftsfreund ein, mit dem der Chef eine wichtige, mehrere Stunden in Anspruch nehmende Konferenz hält. Darüber vergißt er völlig auf die Botschaft an Meier, der am anderen Ende der Stadt wohnt. —

Plötzlich — es ist schon gegen Mittag — kommt Blasi ganz erschöpft daher.

„Ja, wo waren Sie denn den ganzen Morgen, Blasi?“ fragt der Chef. „Sie sind ja schrecklich echauffiert!“

„Sie haben mich doch zu Herrn Kommerzienrat Meier geschickt.“

„Ja Sie?“ fragt der Chef verwundert. „Ach so,“ fällt ihm dann plötzlich ein, „aber es war ja noch zu gar keinem Auftrag gekommen — ich hatte Ihnen ja erst einen schönen Gruß anempfohlen.“

„Ja,“ nickt Blasi lebhaft mit dem Kopf, „den hab' ich auch ausgerichtet!“

— Auch ein Trinkgeld. Arzt: „Was hab' ich zu zahlen, Kellner?“

Kellner: „Eine Mark!“

Arzt (in sein Portemonnaie sehend, für sich): „Dommerwetter, jetzt hab' ich nur mehr eine Mark, und ich muß doch ein Trinkgeld geben... Na... (zum Kellner) lassen Sie 'mal Ihren Puls fühlen!... Ganz normal!... Ihre Zunge!... Auch alles in Ordnung!... Vollkommen gesund!... So, für die Konsultation haben Sie nichts zu zahlen — das ist Ihr Trinkgeld!“

— Unerwartete Kritik. Kapellmeister Streicher hält mit den neu engagierten Musikern die erste Probe. Er teilt die Noten einer eigenen, eben vollendeten Komposition aus. „Wir werden das erst 'mal durchspielen!“ sagt er und hebt den Taktstock. — Das Stück wird tadellos und ohne Paußen durchgespielt. — Streicher ist entzückt über die Fertigkeit seiner neuen Kapelle und ergeht sich in Lobsprüchen. „Aber das war ja nicht schwer,“ wehrt einer der Künstler ab, „sind ja lauter bekannte Sachen!“ — (Zitg. Bl.)

Bücher-Einlauf.

— Casar Flaischlen, Aus den Lehr- und Wanderjahren des Lebens. Gesammelte Gedichte, Brief- und Tagebuchblätter aus den Jahren 1884 bis 1899. Berlin, F. Fontane u. Co. 3 M. —

— Johannes Schlaf, Das dritte Reich. Ein Berliner Roman. Berlin, F. Fontane u. Co. —

— Georg Freiherr von Ompteda: Ehen. Deutscher Adel um 1900. Roman. Berlin, F. Fontane u. Co. 2 Bände. 10 M. —

— Georg Hermann, Aus dem letzten Hause. Ein neues Skizzenbuch. Berlin, F. Fontane u. Co. 3 M. —

— Emil Roland, Gefühlsklippen. Novellen. Berlin, F. Fontane u. Co. 3 M. —

— Klaus Mittland, Nur Weib. Novellen. Berlin, F. Fontane u. Co. 5 M. —